

Frank Oberle

Ausgewandert –
Von der badischen Backstube
zum Minister in Kanada

Eine Auswanderergeschichte

Für meine Kinder und Enkel, damit sie den Kontakt zu ihren Wurzeln erhalten und pflegen können.

Vor allem aber ist dieses Werk Hanna, meiner Partnerin, Freundin und großen Liebe gewidmet, denn ohne sie wäre mein Leben bestenfalls in ganz gewöhnlichen Bahnen verlaufen.

FRANK OBERLE

AUSGEWANDERT –
Von der badischen Backstube
zum Minister in Kanada

Heimdall Verlag
Digital Edition

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Heimdall Verlag

Digital Edition

Hergestellt in Deutschland • 1. Auflage 2010

© Heimdall Verlag, Devesfeldstr. 85, 48431 Rheine,
www.heimdall-verlag.de

© Alle Rechte beim Autor: Frank Oberle

Satz: Heimdall DTP-Service, ntp-service@onlinehome.de

Coverbild: © Gestaltung: Mario Vaira, Five Fathom Studios.
Das Titelbild zeigt einen Teil des Regierungsgebäudes in Ottawa, fotografiert
von C. Raul Heinrich. Die Genehmigung zur Veröffentlichung liegt vor.

Das vorliegende Buch ist eine Übersetzung der in Kanada erschienenen Titel des Autors:

FINDING HOME

A war child's journey to peace

Verlag: Heritage House Publishing Company Ltd.

#108-17665 66A Avenue, Surrey, BC V3S 2A7

www.heritagehouse.ca

ISBN 1-894384-76-8

Copyright © 2004 Frank Oberle

A CHOSEN PATH

From Moccasin Flats to Parliament Hill

Verlag: Heritage House Publishing Company Ltd.

#108-17665 66A Avenue, Surrey, BC V3S 2A7

www.heritagehouse.ca

ISBN 1-894384-83-0

Copyright © 2005 Frank Oberle

Übersetzung: Ursula Schöndorff

ISBN: 978-3-939935-44-5

Inhalt

Prolog	7
Buch Eins	
1 Die Wurzeln	13
2 Kriegsausbruch	30
3 Das Internat	38
4 Der lange Flüchtlings-Treck	55
5 Dresden	71
6 Kriegsende	78
7 Hunger als ständiger Begleiter	93
8 Endlich am Ziel	104
9 Neue Sozialordnung	117
10 Familienzusammenführung	128
11 Ein neuer Anfang	141
Buch Zwei, Kanada 1951–1962	
12 Der Schritt in die Neue Welt	165
13 Geh nach Westen, junger Mann	188
14 Holzfäller	209
15 Goldgräber	232
16 Alte Sitten – Neue Wurzeln	252
17 Ein weiterer Zweig am neuen Stammbaum	262
18 Eine Stadt benannt nach einem Meilenstein	278
19 Chetwynd	295
20 Ein neues Zuhause	312
Buch Drei, 1962–1972	
21 Einstieg in höhere Ebenen von Wirtschaft und Politik	341
22 Das Krankenhaus	348
23 Moccasin Flats	352
24 Neue Horizonte erforschen	364
25 Ein schmerzhafter Abschied	368

Buch Vier, 1972–1993	
26 Der Politik verfallen	373
27 Noch mal eine neue Karriere	383
28 Parlamentsabgeordneter	389
29 An der Heimfront	395
30 Über den Tellerrand schauen	400
31 Aufstieg zum Gipfel	408
32 Messlatte des Erfolges	415
33 Der Kampf mit den Bürokraten	419
34 Wichtige Errungenschaften	423
35 Ende gut, alles gut	428
Epilog	435

Prolog

Als ich unseren fünf Jahre alten Nissan Stanza am 20. November 1985 durch das Tor der Sussex Drive 24, dem offiziellen Wohnsitz unseres Regierungschefs, fuhr, wollte mich der Wachbeamte anfangs nicht einfahren lassen und Brian Mulroney ließ mich in einem der Arbeitszimmer 20 Minuten lang ungeduldig warten, bevor er mich empfing.

»Wie geht es dir, Frankie?«, wollte er wissen.

»Darf ich antworten, nachdem du mir erklärt hast, warum ich hier bin?«, antwortete ich so lässig, wie es meine Aufgeregtheit und Vorahnung zuließen.

»Ich möchte dich einladen, unserem Kabinett beizutreten. Erlaubt dir das, eine Aussage zu deinem Befinden zu treffen?«

»Ich bin verblüfft«, sagte ich.

Er erklärte mir dann, dass er von mir erwarte, dass ich die Verantwortung des Staatsministers für Wissenschaft und Technologie übernehme. Mir wurde schwindelig. Es musste sich um ein Missverständnis handeln! Er war gewiss über meine Herkunft informiert und musste daher eigentlich wissen, dass ein Schulabschluss nach der achten Klasse kaum die geeignete Qualifikation für das war, was er für mich im Sinn hatte.

Offensichtlich spürte er meine Befangenheit. »Du wirst zweifellos hervorragende Arbeit leisten«, beruhigte er mich. »Mach dir keine Sorgen. Wie du weißt, habe ich, wie du selbst, ein besonderes Interesse an diesem Bereich und du kannst dich auf mich verlassen, ich werde dir zu jeder Zeit persönlich mit Rat und Unterstützung beistehen.« Nur eine Sache verlangte er von allen, die er ins Kabinett berief.

»Ich werde nicht die Angewohnheit von einem meiner Vorgänger, John Diefenbaker, übernehmen und darauf bestehen, von allen Ministern schon bei ihrer Ernennung ein undatiertes, aber unterschriebenes Rücktrittsschreiben zu erhalten«, sagte er. »Ich muss dich aber fragen, ob es in deiner Vergangenheit irgendetwas gibt, das den Ruf der Regierung gefährden könnte oder in irgendeiner anderen Form mit dem Amtseid, den du ablegen wirst, nicht im Einklang steht.«

Pfarrer Dorer, der Dorfgeistliche damals in Forchheim fiel mir ein, was meinem Gesicht sofort wieder Farbe verlieh. Er hätte sicher eine lange Liste vorlegen können mit Punkten, die meinen Anspruch, zu Seiten des Allmächtigen zu sitzen, in Frage gestellt hätten. Doch abgesehen von meiner Festnahme als widerspenstiger Bengel durch den Dorfpolizisten Ernst Meier nach dem Krieg in Forchheim fiel mir nichts ein, was ich hätte gestehen müssen.

Dieses Mal salutierte der Beamte, als ich den Nissan durch die Ausfahrt lenkte.

»Das war's. Keine Überraschungen mehr«, flüsterte ich Joan zu, als wir uns vor Freude weinend umarmten. Ich war auf dem Gipfel einer Laufbahn, den nur wenige Auserwählte erreichen. 34 Jahre waren vergangen, seit ich als 19jähriger in Kanada angekommen war und ein Beamter der kanadischen Einwanderungsbehörde am Pier 21 im Hafen von Halifax den Stempel mit dem Status eines »eingereisten Immigranten« in meinen deutschen Pass gedrückt hatte. Mit 53 Jahren war ich ein Mitglied des kanadischen Kronrates Ihrer Majestät.

Die Zeremonie am nächsten Morgen im Amtssitz der Stellvertreterin der Königin war würdevoll, kurz und angenehm. Madame Jeanne Sauvé, unsere Generalgouverneurin, wünschte mir von Herzen alles Gute. Der höchstrangige Vertreter des Staatsrates führte die Vereidigung selbst durch und außer Madame Sauvé und dem Premierminister waren nur mein Freund und Kollege Tom Siddon, ein Abgeordneter aus British Columbia, der in ein anders Ressort berufen wurde, dessen Frau Pat und Joan anwesend.

Als wir aus dem Gebäude traten, standen wir vor einem Mediengedränge mit Mikrofonen, Kameras und Reportern und dieser Empfang war weder würdevoll noch kurz und angenehm. Eine Pressemitteilung war zuvor verschickt worden und alle wussten Bescheid, was sich drinnen abgespielt hatte.

Wie immer scheute sich mein Kollege, Tom Siddon, nicht im Geringsten, an das Mikrofon zu treten, das am Fuß der Treppe aufgestellt war, doch es sah ganz so aus, als ob die Leute mehr daran interessiert waren, mit mir Bekanntschaft zu machen. Alle redeten oder riefen durcheinander, aber letztendlich kristallisierte sich eine Frage heraus:

»Mister Oberle, wie gedenken Sie die Wissenschaftler und Technologen angesichts Ihrer mangelnden Vorbildung von Ihrer Kompetenz und Qualifikation zur Führung eines so wichtigen Ressorts überzeugen zu können?«

Zum Glück konnte ich auf ein paar erprobte Tricks zurückgreifen, die uns die alten Füchse unter den Kabinettskollegen beigebracht hatten. Man senkt den Kopf für einige Sekunden, lange genug, um den Eindruck zu erwecken, dass die Frage einer wohlüberlegten Antwort würdig sei. Dann hebt man langsam den Kopf, bis die Augen sich auf Höhe des Inquisitors befinden und gibt vor, so aufrichtig wie möglich zu sein, während man dreist lügt und ihm sagt, dass man froh sei, dass er die Frage gestellt habe.

»Ich bin froh, dass Sie mir diese Frage stellen«, antwortete ich. »Auch ich habe sie gestellt, als der Premierminister mir dieses Amt anbot. Er antwortete mir, dass er weder von mir verlange, eine Raumfähre zu entwerfen und zu bauen, die uns zum Mond bringt noch beim Erstellen des Flugplans behilflich zu sein. Stattdessen benötige er mich, um Prioritäten in der Regierung zu setzen und ein von Offenheit geprägtes Klima zu schaffen, in dem die Wissenschaften florieren können.«

Das schien gut zu klappen, aber ich wusste, dass ich noch nicht aus dem Schneider war. Harvey Oberfeld, ein Reporter des CTV (Canadian Television) aus Vancouver, verschaffte sich Gehör. Er war gut vorbereitet: »Sagen Sie mir, Herr Minister Oberle«, wollte er wissen, »wie glauben Sie, die Verantwortung, die Ihrem Eid innewohnt, den Sie Ihrer Majestät, der Königin von Kanada gerade geleistet haben, in Einklang zu bringen mit Ihrer Vergangenheit in der Nazi-Partei?«

Bestürztes Schweigen. Ich fühlte mich, als hätte mir jemand einen Schlag versetzt. Es wäre halb so schlimm gewesen, hätte ich meinen Kopf gesenkt, stattdessen aber schaute ich dorthin, wo Joan stand und die Szene beobachtete. Ich sah das Entsetzen in ihrem Gesicht, sah, wie ihre Augen feucht wurden und konnte sie nicht trösten ...

Buch Eins

*Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Friedrich von Schiller (1759–1805)*

1 Die Wurzeln

Hanna und ich wurden 1938 in dem großangelegten Sandsteingebäude eingeschult, in dem sich auch heute noch die Grundschule von Forchheim befindet. Man nannte es die Neue Schule, denn die Alte Schule gegenüber dem Rathaus war zu knapp geworden für all die neuen Erdenbürger, die von den bereitwilligen und pflichtbewussten Einwohnern getreu der Empfehlung der katholischen Kirche fleißig in die Welt gesetzt wurden.

Auch während des Krieges wurde die Schule nicht beschädigt, und zusammen mit anderen alten Gemäuern wie der 150 Jahre alten Kirche bildete sie das solide Fundament einer ausgetüftelten, genau geregelten Struktur von sozialer Ordnung und Grundregeln, die genauso hartnäckig erhalten blieben wie die Institutionen, in denen sie verankert waren.

Forchheim wurde vor eintausend Jahren zum ersten Mal schriftlich erwähnt. Zweifelsohne war für die ersten Siedler die unmittelbare Nähe zum Rhein ausschlaggebend, der in seinem unablässigen Drang Richtung Nordsee eine weitflächige Ebene durch die Berge im Süden gegraben hatte. Immer wiederkehrende, heftige Überschwemmungen hatten die Landschaft eingeebnet und fruchtbaren Boden hinterlassen. Der Fluss war der Lebensnerv der Gegend und bildete die natürliche Grenze zwischen den germanischen Stämmen und ihren westlichen Nachbarn, den Franzosen.

Die Bevölkerung der Gegend betrachtete den Rhein als Werkzeug Gottes, mit dem *Er* seine glaubenstreuen und gehorsamen Kinder belohnte, aber auch für ihre Vergehen und Sünden bestrafte. Heute liegt das Dorf ungefähr zwei Kilometer vom Rhein entfernt, hoch genug, um von den verheerenden Überschwemmungen verschont zu bleiben, die von Zeit zu Zeit wüteten, bevor ein ausgeklügeltes System von Deichen angelegt wurde und man den Rhein begradigte.

Die Römer durchquerten die Gegend vor zweitausend Jahren auf ihrem Weg nach Britannia, wie sie England und Wales nannten, und

hinterließen ihre Spuren in der Umgebung von Forchheim. Sie machten regelmäßig in Baden-Baden, 30 km weiter südlich, Station, wo sie aufwendige, von Thermalquellen gespeiste Badeanlagen errichteten. Diese Anlagen sind noch heute in Betrieb. Nachdem sie dort ihre Socken und Unterwäsche gewechselt hatten, marschierten sie, vom Gesang der schönen Loreley angelockt, weitere 150 km entlang des Rheins nach Norden.

In meiner frühen Kindheit war Forchheim ein stilles, verschlafenes kleines Nest. Die Einwohner verdienten sich ihren Lebensunterhalt hauptsächlich mittels Landwirtschaft. Entlang der Hauptstraße, die von der Landstraße abzweigte, standen ausgewachsene Kastanienbäume, die der Bäckerei, dem Metzgerladen, den Gasthäusern und ein paar anderen kleinen Geschäften, die den wenigen Einwohnern dienen, Schatten spendeten. Am Ende der Straße stieß man auf das Rathaus und die Kirche mit Blick auf das Dammfeld, das zwischen Dorf und Fluss lag. Die Bürger lebten nach dem Rhythmus, den ihnen die Jahreszeiten und ihr Viehbestand vorgaben. Nur wenige Bauern konnten sich Pferde für die Feldarbeit leisten. Die meisten hielten Kühe, um ihre Familien mit nahrhafter Milch und Milchprodukten zu versorgen und um Heuwagen und einfache landwirtschaftliche Geräte zu ziehen.

Ein paar strategisch gut platzierte Brunnen, deren Pumpen von Hand betrieben wurden und in drei Meter langen, aus Stein gehauenen Trögen verankert waren, dienten als Wasserquellen für Mensch und Tier und zusätzlich als Quelle für den neuesten Klatsch und Tratsch, der eigentlich nur für die Ohren Pfarrer Dorers hätte bestimmt sein sollen. Für die Frauen des Dorfes spielte sich an diesen Orten beim täglichen Ritual des Wasserholens ein wesentlicher Teil des gesellschaftlichen Lebens ab.

Ich habe nur die ersten acht Jahre meines Lebens und nach dem Krieg noch ein paar Jahre in Forchheim verbracht, doch meine Wurzeln liegen dort. Der Stammbaum meiner Mutter ist von jeher dort verwurzelt. Das Familienoberhaupt, Großvater Leibold, war verantwortlicher Förster für den Rheinwald und reihte sich mit diesem Amt in die Dorfelite ein, gleich nach dem Pfarrer, dem Bürgermeister und dem Schuldirektor – in genau dieser Reihenfolge. Seit seiner Zeit als Unteroffizier in der Kaiser-

lichen Armee im Ersten Weltkrieg hatte der Großvater, auch nach dem ehrenvollen Ausscheiden aus dem Waffendienst, seinen Schnauzbart, seine autoritäre Haltung, die seiner Stellung entsprach, und seinen Status als Held beibehalten. Er war ein strenger, fast drakonischer Übervater, der von seiner Frau und seinen Kindern absoluten Gehorsam forderte.

Zwei dieser Kinder, die Geschwister meiner Mutter Rösel, Otto und Wilhelm, waren zu der Zeit, als ich geboren wurde, gut situierte Geschäftsleute: Otto besaß eine Druckerei und Wilhelm war der ortsansässige Maler. Ein anderer Bruder, Anton, hatte beschlossen, sein Glück andernorts zu machen und zog nach Daxlanden, ins nächste Dorf den Rhein entlang, und heiratete Frieda.

Mein Vater jedoch war ein Einwanderer, ein Außenseiter, denn er kam aus dem fast einen Kilometer entfernten Mörsch, wo seine Familie, die Oberles, sich angesiedelt hatten, nachdem man sie nach dem Dreißigjährigen Krieg Mitte des siebzehnten Jahrhunderts im Zuge der ethnischen Säuberungen von der anderen Seite des Rheins vertrieben hatte. Seine Geschwister, Bruder August und die Schwestern Barbara, Marie und Sofie, lebten weiterhin in Mörsch. Papa nahm aktiv am Geschehen und an den öffentlichen Angelegenheiten Forchheims teil, aber es fehlte ihm das notwendige »Geburtsrecht«: Die Bürger hatten Anspruch auf einen Teil dessen, was Wald und Feld produzierten und entweder Eigentum der Dorfgemeinschaft war oder von ihr verwaltet wurde. Als Außenseiter hatte Papa keinen solchen Anspruch. Aus dem gleichen Grund nannten ihn die Leute nie bei seinem eigentlichen Nachnamen oder einfach Adolf. Er war immer Leibold Rösels Mann, und meine Geschwister und ich waren bekannt als Leibold Rösels Sprösslinge.

Alles in allem war das gar nicht schlecht, denn man kannte sowieso nur vereinzelte Leute mit richtigem Namen. Die meisten waren zu ihren Spitznamen gekommen, weil sie sich irgendwie von den anderen abhoben, und der Grund dafür konnte sogar mehrere Generationen zurück in der Vergangenheit liegen. Mein Onkel Hermann zum Beispiel, der Hermann Winter hieß, war bekannt als »Keller-Hermann«. Nun ist Keller ein in Deutschland weit verbreiteter Name, aber in seinem Fall bezeichnete er eine Funktion: Hermann stapelte Unmengen alten Gerümpels in seinem Keller, das er mit seinem Leben bewachte. Solche

Spitznamen wurden an die Kinder weitergegeben und die konnten sie nur durch eine noch bezeichnendere Eigenart loswerden.

Aber ich möchte nicht unfair sein gegen Onkel Hermann: seine Marotte sollte sich für mich als sehr nützlich erweisen. Viele Jahre später, nach dem Krieg, wollte ich mir aus alten Teilen ein Fahrrad basteln. Ich war angewiesen auf die Hilfsbereitschaft von Familie und Freunden, um alle Teile aufzuklauben. Nach mühsamer Suche fehlten mir immer noch die Fahrradkette und der Sattel für diesen neuen »Straßenflitzer«.

Mein Bruder Erich schlug das Offensichtliche vor: einen Besuch in Onkel Hermanns Keller. Das war leichter gesagt als getan, doch nach vielen Schmeicheleien und unter Aufbietung all meiner Überredungskünste durfte ich die modrige Schatzkammer betreten und entdeckte dort mindestens ein Dutzend Fahrradsättel, die genau passten, und bestimmt genauso viele Ketten. Doch zu früh gefreut: Keller-Hermann erklärte, dass seine eigenen Kinder auch Fahrräder zusammenbauen wollten und er daher zu diesem Zeitpunkt unmöglich sagen könne, welcher Sattel oder welche Kette dafür nicht gebraucht würde. Zu meinem Glück flüsterte mir Tante Barbara, Papas Schwester, ins Ohr, es an einem anderen Tag der Woche noch einmal zu versuchen. An diesem Tag war Keller-Hermann nicht da. Tante Barbara sagte, ich solle mich bedienen und vertraute darauf, dass Hermann den Inventarschwund nie bemerken würde.

So ging es 1932 zu in Forchheim mit seinen Familienbanden und starren Strukturen. Meine Familie stand auf der untersten Sprosse der sozialen Leiter. Papa war ausgebildeter Zimmermann von Beruf und arbeitete in einer Firma in Karlsruhe. Bevor ich auf die Welt kam, war er arbeitslos, wie so viele andere auch. Ganz Nordamerika war von der schlimmen Rezession der dreißiger Jahre betroffen, doch in Europa, und vor allem in Deutschland, ging dieser Zeit eine wirtschaftliche Katastrophe voraus. Unter der Last der weltweiten Rezession und unter der finanziellen Bürde des Versailler Vertrages, der dem Ersten Weltkrieg folgte, brach in Deutschland das gesamte Währungssystem zusammen.

Der Süden Deutschlands lebte hauptsächlich von Landwirtschaft, dort war die Industrialisierung vor dem ersten Weltkrieg nur relativ lang-

sam vorangeschritten. In dieser Gegend dauerte es deshalb länger, die Wunden der Kriegsfolgen zu lindern und der Preis, den Deutschland zu zahlen hatte, war hoch.

Ein Jahr nachdem ich das Licht der Welt erblickt hatte, kam Hitler mit seiner Nationalsozialistischen Partei an die Macht und setzte Ereignisse in Bewegung, die unauslöschliche Narben in unseren Seelen hinterließen und die Welt bis aufs Fundament erschüttern sollten. Im gleichen Jahr wurde Roosevelt zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt und in San Francisco wurde mit dem Bau der Golden Gate Brücke begonnen.

Hätte ich es nur geahnt, dass der Schatten, den diese politischen Ereignisse über die Menschheit verbreiteten, mir einen zweiten Lichtblick für die nächsten fünfzehn Jahre verwehren würde, hätte ich sicher darauf bestanden, die schmerzhaft und sicherlich ungeplante Entbindung rückgängig zu machen.

Die 20er und 30er Jahre waren für meine Familie besonders hart. Mama und Papa waren teilweise auf die Wohltätigkeit ihrer Verwandten angewiesen, um ihre eigenen Kinder ernähren zu können. Rösel war in einer relativ wohlhabenden Familie groß geworden, aber aus unerklärlichen Gründen und entgegen jeder Tradition erbten ihre jüngere Schwester Johanna und deren Mann Otto Albecker das gesamte Familienvermögen. Otto und Wilhelm, die das Glück hatten, einen Beruf erlernt zu haben, hatten vielleicht wenig Interesse daran gezeigt, das dürftige Leben ihrer Vorfahren fortzuführen.

Vermutlich hatte Großvater ihnen geholfen, ihre Karriere aufzubauen und das als Teil des Erbes betrachtet. Daher blieb sehr wenig, wenn nicht rein gar nichts für meine Eltern als Startkapital. Vater war arbeitslos, so hatten sie jede Menge Zeit und ließen sich zu allem Unglück überreden, ein eigenes Haus zu bauen – übrigens mit der versprochenen Hilfe meines Großvaters und ihrer wohlhabenden Geschwister. Um über die Runden zu kommen, ergriffen meine verzweifelten Eltern alle sich bietenden Möglichkeiten. Ich erinnere mich, dass meine Mutter Wäsche für andere wusch und drei Mal in der Woche zu Fuß acht Kilometer nach Karlsruhe ging, um dort einer gut situierten, jüdischen Familie im

Haushalt zu helfen. Aber hauptsächlich unterstützte sie ihre Familie bei der harten Feldarbeit und wurde dafür mit Überbleibseln entlohnt.

Ich wurde in dem neuen Haus geboren, das heute noch steht. Doch verständlicherweise sind meine ersten Kindheitserinnerungen keine glücklichen. Mutter gab sich die größte Mühe, ihr trauriges Los im Leben zu akzeptieren, aber sie konnte keinen Trost in den weisen Worten des Pfarrers finden, dass eher ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als dass ein reicher Mann in den Himmel käme. Zum einen kannte sie niemanden, der je ein lebendes Kamel gesehen hatte und dachte, dass dies unmöglich sei; zum anderen hätte sie gerne ihre eigene Erlösung im Himmel eingetauscht für das Glück ihrer Kinder und für ausreichend Geld, um sie anständig ernähren zu können.

Ludwig, 10 Jahre älter als ich, und Lina, 8 Jahre älter, gingen schon zur Schule. Erich besuchte den Kindergarten und ich begleitete Mutter zu ihrer Arbeit oder verbrachte den Tag bei freundlichen Nachbarn.

Rösel hat nie versucht, ihren Ärger und Frust, den sie nur allzu oft an ihren Kindern ausließ, im Zaum zu halten. Ich war zwar ihr Liebling, aber sie hatte manchmal eine seltsame Art, ihre Liebe und Zuneigung zu zeigen. Als ich älter wurde, bestand sie darauf, mich überallhin mitzunehmen, daher wurde ich oft Zeuge, wenn sie öffentlich städtische Beamte oder ihre Geschwister konfrontierte, die sie für einen Teil ihres Unglücks verantwortlich machte.

Ich wollte diese Geschichte mit der Neuen Schule beginnen, weil ich dort Joan – oder Hanna, wie sie damals hieß – zum zweiten Mal in meinem Leben begegnete. Das erste Mal war bei unserer Taufe. Ich kann mich zwar nicht mehr erinnern, aber mir wurde später erzählt, dass wir beide erst einmal eine große Enttäuschung für unsere Eltern waren: Hannas Eltern, die Kistners, Emil und Berta, hatten sich einen (zweiten) Jungen gewünscht und meine Eltern hätten die Familie gerne mit einem Mädchen ausgeglichen.

Hanna schrie bei der feierlichen Taufe, als ob sie glaubte, dass ihr Vater sie, wie Abraham zuvor in biblischen Zeiten, einem Befehl Gottes folgend, auf dem Altar der St. Martin Kirche opfere. Sie testete ihre Stimmbänder im Alkoven des Altars und übertönte damit die dröhnende Orgel und den

30-köpfigen Kirchenchor. Ich verhielt mich viel zurückhaltender, ich war ja schließlich eine Woche älter und dementsprechend reifer.

Danach hätten Hanna und ich uns im Kindergarten wieder treffen sollen. Doch als Rösel mich zum ersten Mal zu den Furcht einflößenden Nonnen brachte, sagte ich den Satz, den ich viele Jahre später wortgetreu von unserem jüngsten Sohn Peter hören sollte. Als er von seiner Mutter in die Obhut einer Kindergärtnerin gegeben und so mit der gleichen traumatischen Erfahrung konfrontiert werden sollte, sagte er: »Hier bleibe ich nicht, und das ist mein letztes Wort!«

Ich habe daher den ersten Teil einer anständigen katholischen Erziehung verpasst. Ich habe zum Beispiel nicht gelernt, dass es eine Sünde ist sich in einem Spiegel anzuschauen, ohne gewisse Teile des Körpers zu bedecken. 10.000 Jahre Fegefeuer bleiben mir wohl nur durch den Umstand erspart, dass wir keinen Spiegel besaßen, der groß genug gewesen wäre, sich von Kopf bis Fuß zu betrachten.

Statt in den Kindergarten zu gehen, verbrachte ich viel Zeit damit, am Feldrand zu sitzen und meiner Mutter bei ihrer Arbeit für Tante Johanna zuzuschauen.

Hanna und ich haben uns dann doch wieder getroffen. Wir erinnern uns beide nicht genau, wann das war, aber es könnte an unserem ersten Schultag gewesen sein, als wir beide in der großen Pause zum Trinken an den Brunnen kamen, der den Schulhof beherrschte. Hanna wurde vom Brunnen magisch angezogen, der wiederum eine gute Gelegenheit zu allerlei Unsinn bot.

Die Pumpe war eine riesige Vorrichtung, die auch die benachbarten Häuser und das Vieh mit Wasser versorgte (eine zentrale Wasserversorgung gab es in Forchheim erst nach dem Krieg). Das Wasserrohr hatte ein Loch oben, aus dem man einen Wasserstrahl erzeugen konnte, indem man den Hauptfluss des Wassers stoppte. Man musste also im Team arbeiten: einer betätigte die Pumpe, der andere hielt das Wasserrohr zu und der Dritte bekam die Spritzer aus dem oberen Loch ab. Wenn ungefähr 60 sechsjährige Kinder am Brunnen standen und warteten, bis sie an der Reihe waren, konnte selbst der gewissenhafteste Aufseher unmöglich alle gerade stattfindenden Missetaten in einem solchen Durcheinander entdecken.

Hanna war ein kleines quirliges Wesen. Ihr Onkel Otto, Bertas Schwager, nannte sie *Pfutzen*, was Pickel bedeutet. Schon zu der Zeit als wir eingeschult wurden, hatte der Wirbelwind es immer eilig, sie hatte ihren eigenen Zeitplan und Ideen, die sich selten mit dem Stundenplan der Schule vereinbaren ließen. Und sie hatte eine Art ihren Kopf zu schütteln, der die Zöpfe, zu denen ihr wunderschönes schwarzes Haar geflochten war, durch die Luft fliegen ließ, als ob sie ihren eigenen Willen hätten.

In ihrer Tante Anna, Bertas Schwester, und ihrem Mann Otto hatte Hanna ihre zweiten Eltern gefunden. Deren kleiner Lebensmittelladen erwies sich als idealer Ort für Hannas unbändige Energie. Für ihre Hilfe im Laden bekam sie Kost und Logis, was Berta nicht nur von dieser Sorge entlastete, sondern auch von der Herausforderung befreite, diesen kleinen Tiger zu zähmen, was sich für sie als schier unmöglich erwies.

Unser Wiedersehen könnte sich auch an dem Tag abgespielt haben, an dem ein Mitschüler, der nahe am Fenster saß, einen vorbeifliegenden Zeppelin beobachtete. Normalerweise hätte ihm diese Unaufmerksamkeit eine strenge Verwarnung oder sogar den gefürchteten Stock eingebracht, aber Herr Kraus, der Lehrer, an den ich gute Erinnerungen hege, war selbst neugierig genug, uns allen zu erlauben, dieses Phänomen vom Schulhof aus zu beobachten. Wie traurig war ich, als ich später erfuhr, dass Herr Kraus einer der Ersten war, die Hitlers Wahn zum Opfer fielen und an der Ostfront ihr Leben für das Vaterland hingaben.

Das Leben in Forchheim wurde wie eh und je von der Landwirtschaft bestimmt. Die Wright Brothers hatten 40 Jahre zuvor ihren waghalsigen, bis dahin für unmöglich gehaltenen, ersten motorisierten Freiflug geschafft; der Rote Baron und seine Zeitgenossen setzten im Ersten Weltkrieg die Kriegsführung aus der Luft in die Tat um. Um 1935 waren Passagier- und Postdienste in manchen Teilen der Welt eingerichtet. Bei uns jedoch steckte sogar die Entwicklung von Automobilen zum konventionellen Gebrauch noch in den Kinderschuhen und es war eine Seltenheit, ein Flugzeug oder ein Luftschiff zu sehen. 45 Jahre zuvor hatte Daimler Benz ein erstes vierrädriges, motorbetriebenes Auto entwickelt. Ich kann mich aber nur an zwei oder drei Privatautos im Dorf erinnern.

Eines davon gehörte meinem Onkel Leibold. Meine erste Fahrt darin vergesse ich nie. Ich war fünf Jahre alt. Tante Gretel trug ihm auf, mich oder einen meiner Cousins auf seinen wöchentlichen Geschäftsfahrten in die Stadt mitzunehmen. Sie hoffte, dass wir ihn davon abhalten würden, allzu viele Zwischenstopps an Kneipen oder anderen zweifelhaften Orten entlang des Weges einzulegen.

Bei unserer Rückkehr fragte sie uns dann, ob uns die Fahrt gefallen habe und was wir denn gesehen und erlebt hätten. In meinen kühnsten Träumen wäre ich nicht auf den Gedanken gekommen, ausbrechen zu wollen aus dem Leben, das der liebe Gott meiner Familie zugedacht hatte, aber ich muss zugeben, dass mir das Prestige, mit Onkel Otto und seiner Familie verwandt zu sein, gefiel. Solch ein Luxus war selten.

Auch das Schuljahr wurde vom Rhythmus des Ortes bestimmt. In den Frühjahrs- und Herbstferien bekamen die Feldarbeiter Unterstützung durch eifrige Schüler. Und so manche Projekte wurden nach religiösen Festen geplant: bestimmte Arbeiten im Frühjahr wurden nicht vor den Eisheiligen durchgeführt, einmal im Jahr wurden Kuh- und Schweineställe angestrichen und auch damit hatte es eine religiöse Bewandnis, denn diese Arbeit wurde nur am Karfreitag erledigt.

Wochenenden wurden strikt eingehalten. Und an Sonntagen ging man zweimal in die Kirche. Nur die allernötigsten Arbeiten, wie das Versorgen des Viehbestandes, wurden verrichtet, alles andere hätte eine Strafe Gottes nach sich gezogen. Ich kann mich erinnern, dass Onkel Albecker, der Schwager meiner Mutter, an einem Sonntagabend die Sensen schliff, die die Arbeiter am nächsten Morgen zum Heumachen benutzen sollten. Es überraschte niemanden, dass er sich schließlich tief in den Finger schnitt, im Gegenteil, Tante Johanna pries den Herrn und sagte ihm Dank, dass er den guten Mann nicht auf der Stelle hatte tot umfallen lassen.

Wir selbst besaßen keine Felder, waren aber mit dem Grund und dem Viehbestand von Mutters Familie ausgelastet. Den Tieren wurde mehr Zuneigung gezeigt und sie wurden oft mit größerer Sorgfalt und Respekt behandelt als die Familienmitglieder. Der bäuerliche Betrieb war groß genug, um sich völlig unabhängig selbst zu versorgen: mit genug Weideland, um den Viehbestand zu sichern, zwei, manchmal drei Kühen, ein paar fetten, quietschenden Schweinen, gackernden Hühnern

und schnatternden Gänsen und Enten. Der Großvater kümmerte sich um eigene Bienenstöcke. Der Hof produzierte außerdem Getreide, Kartoffeln und Gemüse für das ganze Jahr.

Auch das jährliche Schlachtfest wurde nach altherwürdigen Traditionen festgelegt: der Metzger, der nur Hausbesuche machte, hatte den Vorsitz. Die Schlachtung, die Zerlegung und Verarbeitung waren bis ins kleinste Detail geplant und bezogen die gesamte Familie samt Nachbarn mit ein. Und am Ende des Tages war das ganze Schwein, wirklich jedes Teilchen, verarbeitet zu Würstchen, Schinken, Speckstreifen und anderen Leckereien, die für ein ganzes Jahr reichten.

Ein weiteres wichtiges Ereignis im Jahresablauf war das Dreschen des Getreides nach der Ernte. Eine gemeinsam angeschaffte Dreschmaschine wurde allen im Ort zur Verfügung gestellt. Angetrieben wurde sie von einer riesigen Dampfmaschine und unzähligen Riemen und Ketten. Während der Erntezeit war der Drescher unaufhörlich rund um die Uhr im Einsatz. Alle brachten ihre Ernte so hoch wie möglich auf Heuwagen aufgetürmt zum Dreschen. Nicht selten stauten sich diese Fuhrwerke einen halben Kilometer entlang der Straße. Gemeinsam arbeiteten die Männer an der Dreschmaschine und wieder andere sorgten dafür, dass die Reihe sich gleichmäßig bewegte.

Für uns Kinder war das eine wunderbare Zeit. Die Erwachsenen waren froh, dass die harte Knochenarbeit der Ernte, die natürlich von Hand erledigt wurde, beendet war und in Feierlaune. Während das laute, gefräßige Ungetüm in gleichmäßigem Tempo stetig weiterarbeitete, hatten alle etwas Zeit, ein wenig vom neuen Most (Obstwein) der Saison zu kosten. Die Frauen übertrafen sich gegenseitig darin, regelmäßig Mahlzeiten und Vespere zum Gelände zu bringen und steuerten außerdem ihr fröhliches Lachen und ihre melodischen Lieder bei.

Nichts wurde vergeudet. Niemand redete von Kunstdünger. Alle Abfälle wurden gesammelt und dienten, mit Stallmist vermischt, zum Düngen der Felder. Je höher der Misthaufen vor einem Stall, umso reicher der Bauer, sagte man. Flüssige Abfälle und Abwässer wurden in unterirdischen Jauchegruben gesammelt und dann in riesige Holztanks gepumpt und auf den Feldern ausgebracht. Nicht jeder konnte sich solch ein hochtechnisches Gefährt, das nur zweimal im Jahr benutzt

wurde, leisten, deshalb wurde es gemietet und das Ausbringen dauerte dann von frühmorgens bis nach Einbruch der Nacht, um das Unikum auf Rädern möglichst schnell wieder zurückzubringen.

An einem solchen Arbeitstag kamen meine Cousine Lore und ich unserem Schöpfer – oder zumindest einer deftigen Strafe – gefährlich nahe. Unsere Aufgabe war es, die Kühe, die das riesige Gefährt zogen, so zu führen, dass die wertvolle Fracht gleichmäßig auf dem Feld verteilt werden konnte. Onkel Otto stand auf dem hinteren Ende des Wagens und schaufelte mit einer hölzernen Schaufel den stinkenden Inhalt aus dem Tank heraus, als die Kühe langsam unruhig wurden. Ihre Futterzeit war schon verstrichen, sie hätten dringend gemolken werden müssen und wurden ständig von Fliegen und anderen Insekten gequält. Die Sonne ging allmählich unter, und, was noch schlimmer war, der Wagen bewegte sich in Richtung Stall. Ideale Voraussetzungen für eine Katastrophe.

Die Kühe brachen plötzlich nach vorne aus, Lore und ich erschrakten zu Tode, Onkel Otto verlor das Gleichgewicht, wedelte mit den Armen und verschwand im Tank. Lore und ich wollten ihm helfen, rannten zum hinteren Teil des Wagens und ließen dabei die Kühe los, die dies als Aufforderung werteten und in Richtung Stall davonpreschten, während wir dem nur halb entleerten Gefährt nachliefen. Ottos Hände tauchten als Erstes auf, dann sein Kopf, triefend vom stinkenden Nass. Und dann sprang Otto vom Wagen und rannte los, und zwar nicht in Richtung der davongaloppierenden Kühe.

Lore flitzte in eine Richtung, ich in die andere. So konnte uns Onkel Otto wenigstens nicht beide einholen. Die Verfolgungsjagd dauerte noch an, als die Kühe schon im Dorf angekommen waren, einige Male kam Otto sehr nahe an einen von uns heran, aber schließlich schlich er durch eine kleine Seitenstraße nach Hause, Lore und ich durch eine andere, wobei wir heftig diskutierten, ob es ratsam wäre, zu türmen, um den Konsequenzen unseres Vergehens zu entrinnen. Wir wurden ohne Abendessen ins Bett geschickt und sollten uns am nächsten Morgen nicht sehen lassen, bevor Otto das Haus verließ, um zur Arbeit zu gehen. Tante Johanna versicherte uns, seine heftige Wut würde sich mit der Zeit legen und schon 24 Stunden Zeit könnten das Strafmaß mildern. Letztendlich redete er einfach lange nicht mit uns.

Auf den ersten Blick scheint das von der Landwirtschaft geprägte Leben in Forchheim etwas primitiv. Aber selbst aus heutiger Sicht ist es erstaunlich, wie hoch entwickelt das soziale Gefüge war und wie wertvoll für die Gesellschaftsstruktur. Schon 1867 schuf der deutsche Fürst Otto von Bismarck mit seiner sozialen Gesetzgebung die weltweit erste und lange vorbildliche, staatliche Sicherung des Lebens für die sozial Schwachen und trug damit wesentlich zur Überwindung des Klassenkampfes und zum Entstehen einer Volksgemeinschaft bei. Die Auswirkungen waren zwar noch gering, doch selbst nach den schmerzlichen Rückschlägen der Kriege und in wirtschaftlich schwierigen Zeiten dienten diese Strukturen als Grundlage für die meisten Gesetzgebungen vieler Länder der westlichen Zivilisation.

In Deutschland spielten die Kirchen als Mittelpunkt des ländlichen Lebens die größte Rolle. Finanziell getragen durch staatliche Steuergelder, öffentliche Fonds und eigene Ressourcen leisteten sie einen großen Beitrag zum gesellschaftlichen und kulturellen Leben. Die Palette reichte von Sportveranstaltungen über Theatergruppen (mit 18 Jahren spielte ich den Escamillo in *Carmen*) bis hin zu vielen anderen Aktivitäten für Jung und Alt. Die Nonnen organisierten Kindergärten, Tagesstätten und einen – selbst wenn man moderne Maßstäbe zugrunde legt – sehr guten häuslichen Pflegedienst, der sogar Schmerztherapien und andere Behandlungsmethoden einschloss.

Um 1930 hatte Forchheim ca. 3.500 Einwohner und es gab einen Arzt, der regelmäßig Hausbesuche machte und alles andere den Nonnen überließ. Die meiste Arbeit hatte sicherlich die Hebamme, die wie der Arzt ihrer Arbeit bei den Leuten zu Hause nachging. Meistens assistierte eine hilfsbereite Nachbarin der Gebärenden, deren Aufgabe es war, die Männer fern und das Wasser am Kochen zu halten.

Auch in Erziehungsfragen fiel der Kirche eine wichtige Rolle zu. Der Pfarrer unterrichtete in der Schule. Es herrschte Schulpflicht und abgesehen von ein paar einzelnen Fällen geistiger Behinderung gab es keine Analphabeten.

Wieder andere Aufgaben teilten sich Gemeinde und Kirche oder packten sie gemeinsam an. Der einzige Polizist im Dorf hatte auch die Funktion des Stadtausrufers inne. Die Rolle eines Rechtsanwalts war

überflüssig. Geburten, Hochzeiten und Todesfälle wurden von der Kirche registriert, alle anderen Dokumente waren in den Registern der Gemeindeverwaltung zu finden. Dort fanden auch Testamentseröffnungen und das Schlichten von Erbstreitigkeiten statt. Für politische Ereignisse außerhalb der Gemeinde war wiederum der Pfarrer zuständig. Von ihm erwarteten die Leute Aufklärung und Führung. Seine Auslegung der Politik wurde während der Sonntagsmesse von der Kanzel verkündet und gab auf diese Weise den Gemeindemitgliedern die Gewissheit, dass Gott sie begleitete und von allem Bösen erlöse.

Es gab kein Telefon und Fernsehen gab es erst lange nach dem Zweiten Weltkrieg. In seiner Druckerei veröffentlichte Onkel Otto ein wöchentlich erscheinendes Gemeindeblatt und erledigte kleinere Druckaufträge. Seine Familie besitzt noch heute dieses Geschäft, jetzt verkaufen sie auch Schreibwaren und Spielzeug.

Natürlich hatten der Erste Weltkrieg und die Wirtschaftskrise die Beschaulichkeit des Dorfes beeinträchtigt. Nur wenige Familien waren nicht betroffen, denn das Leben hatte sich geändert. Die Führer der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands erweckten in den Menschen Hoffnung, die zur Euphorie wurde, als diese neue Volksbewegung ihre Wahlversprechen, durch die sie 1932 die Mehrheit der Stimmen im Reichstag erhalten hatten, zur allgemeinen Überraschung auch hielt: Im Handumdrehen schaffte das Regime Vollbeschäftigung, was dazu führte, dass eine Volksabstimmung Adolf Hitler zu seiner diktatorischen Macht verhalf. Das war im Jahre 1933. Ich war ein Jahr alt.

Der Wirtschaftsaufschwung verlieh der Bevölkerung den Stolz, das Selbstvertrauen und den Respekt, die mit dem Aufstieg zu einer angesehenen Industrienation einhergingen. Fast unmittelbar wurden gewaltige öffentliche Vorhaben angepackt. Der Bau von Autobahnbrücken und andere Baumaßnahmen für eine moderne Infrastruktur kündeten vom Anbruch eines neuen Industriezeitalters. Anfangs war es einfach, die Abstellung einiger Unternehmen für militärische Zwecke zu ignorieren. Die Leute waren viel zu beschäftigt damit, ihr eigenes Leben wieder aufzubauen und versuchten, die neue Art, Dinge zu erledigen, mit alten Gewohnheiten in Einklang zu bringen. Die meisten Menschen waren einfach dankbar, Arbeit zu haben und froh, wieder hoffnungsvoll in die Zukunft schauen zu können.